

„Du bist ein Gott, der mich sieht.“ (Gen 16,13)

Spirituelles Zoom Seminar 25. November 2023

Dr. Hans-Joachim Tambour

Teil 1: Sehen und gesehen werden

1. Die Geschichte Hagars

„Du bist ein Gott, der mich sieht“, dieser Vers der Jahreslosung 2023 stammt aus der alttestamentlichen Erzählung von Hagar. In der Bibel ist sie nur eine Nebendarstellerin. Sie steht gerade nicht im Scheinwerferlicht, sondern am Rand der Bühne, ein Mensch, der von vielen übersehen wird. Aber genau diese Randfigur macht die Erfahrung, dass Gott anders ist als die Menschen; dass er einer ist, der sie in ihren Fragen und Nöten wahrnimmt.

Kurz möchte ich die Erzählung in Erinnerung rufen. Da Abraham und Sarah trotz der Verheißung Gottes kinderlos blieben, wollte Sarah nachhelfen. Sie forderte Abraham auf, mit ihrer Magd Hagar ein Kind zu zeugen. Hagar ging zu Abraham und wurde auch prompt schwanger. Jetzt waren sie, die unbeachtete, die Frau, die den ersehnten Erbfolger im Leib trug. Und diesen Zuwachs an Bedeutung und Achtung ließ sie Sarah spüren. Sie wurde überheblich. Sarah war gekränkt. Ein regelrechter Zickenkrieg begann. Doch Hagar hatte keine Chance, ihn zu gewinnen. Als ägyptische Sklavin lag ihr Leben in den Händen ihrer Herrin Sarah. Und die ließ sie das spüren. Irgendwann hielt Hagar die Demütigungen nicht mehr aus. Ihre Sicherungen brannten durch und sie floh, hochschwanger, Richtung Ägypten, ihrem Herkunftsland, in die Wüste.

Sie muss schon eine Weile auf dem Weg gewesen sein, als ihr an einer Wasserstelle ein Engel begegnete. Zu diesem Zeitpunkt war ihr sicher schon klar geworden, wie aussichtslos ihre Situation war. Der Weg zurück – unmöglich, ein Neuanfang in Ägypten als Sklavin – kaum denkbar. Sie sitzt in der Klemme und genau auf diese Zwickmühle spricht sie der Engel an, wenn er fragt: „Woher kommst du und wohin gehst du?“

Hagar bekennt, dass sie getürmt sei und jetzt nicht weiterwisse. Da fordert der Engel sie auf, umzukehren und sich Sarah und Abraham zu stellen. Eine Zumutung für Hagar, weiß sie doch nicht, was ihr als Sklavin drohen wird. Man kann spekulieren, wie viel Überzeugungskraft der Engel aufbringen musste, um Hagar zu diesem Schritt zu bewegen. Aber die Bibel erzählt nichts davon, stattdessen von etwas völlig Unerwartetem. Denn der Engel spricht Hagar Mut zu und verheißt ihr eine große Zukunft. Gott hat auf ihr Leid gehört. Sie wird einen Sohn bekommen, der Ismael heißen soll, was so viel bedeutet wie „Gott hört“. Und durch ihren Sohn wird sie viele Nachkommen haben und einen eigenen Stamm gründen, der von Gott gesegnet sei.

Hagar ist überwältigt. Das hat sie sicher nicht in dieser dunklen Stunde erwartet. Gott weiß um ihre Not und eröffnet ihr in dem Moment, wo alles aussichtslos scheint, eine neue Zukunft. Und so sagt sie: „Du bist *El Roi*, der Gott, der mich sieht“, eine Gottesbezeichnung, die sich in der Bibel nur hier findet. Hagar drückt damit ihr Gefühl aus, dass Gott darum weiß, wie es um ihr Herz steht. Er schaut nicht mit einem verurteilenden, strengen, sondern einem barmherzigen, liebenden Blick auf sie. Das ist ein Blick, der sie frei macht, ihr eine neue Perspektive schenkt und die Kraft gibt, sich ihrem Konflikt zu stellen.

2. Der Blick

Auf die Art des Blicks kommt es an – das wissen wir aus eigener Erfahrung. Es gibt Menschen, die schauen uns so an, dass wir aufblühen können, weil sie uns so nehmen wie wir sind, ohne uns zu idealisieren. Bei diesen können wir auch mit unserem Fehler und Ängsten sein. Und ein solcher Blick gibt uns die Kraft, uns selbst mit diesen Seiten anzunehmen und zu uns zu stehen. Aber nicht jeder Blick ist angenehm, mancher ist verletzend, mancher gleichgültig.

Und dann gibt es noch den Blick, der uns nur oberflächlich erfasst, unsere Fähigkeiten und Kompetenzen sieht, uns vielleicht sogar schätzt, aber nichts von unseren Ängsten wissen will und nicht daran interessiert ist, was uns innerlich bewegt. Hier fühlen wir uns instrumentalisiert, gesehen werden da eigentlich nur unsere Funktionen und Kompetenzen.

Um ganzheitlich gesehen zu werden, lassen wir Menschen uns einiges einfallen. In der Schule etwa sind meist die Kinder, die stören und auffällig sind, die, die am meisten nach Aufmerksamkeit schreien – weil sie sie sonst vielleicht nicht bekommen. Handgreiflich wird unser Bedürfnis nach Ansehen in den sozialen Medien, Facebook, Instagram und Co., die ja eigentlich nichts anders wollen, als auf sich aufmerksam zu machen. Und deshalb stellen sich Menschen dort natürlich gut da. Um überlegen, cool und schön zu erscheinen, posieren sie vor angesagte Location und vermarkten sich selbst. Doch weht eine gewisse Traurigkeit über den diesen Inszenierungen. Denn wenn wir nur unsere vorzeigbare Schokoladenseite zeigen, bleiben wir ja doch allein mit unseren Schwächen und Ängsten. Und dann werden wir ja gar nicht wirklich gesehen und unsere Einsamkeit hält uns gefangen.

3. Bindungstheorie

Der liebende Blick, der auch das Dunkle miteinschließt, unsere Not und unser Versagen vor dem wir mit allem sein können - das ist der Blick des Lebens. Wir sind durch und durch soziale Wesen und brauchen die Zuwendung der anderen. Das wird besonders deutlich am Anfang des Lebens. Denn wenn ein Säugling diese Zuwendung nicht erfährt, verkümmert er. Bekannt ist das Experiment, das Friedrich II zugeschrieben wird, ein König voll wissenschaftlicher Neugier. Er wollte die Ursprache der Menschen erkunden und so gab er die Anweisung, Neugeborenen zwar alle Nahrung zu geben, aber nicht mit ihnen zu sprechen. Er erhoffte sich, dass die Kinder unbeeinflusst von ihren Ammen, dann eben die Ursprache der Menschen sprechen würden. Aber das Gegenteil geschah: weil sie keine Zuwendung erhielten, starben die Kinder nach kurzer Zeit. Ein extremer Beleg dafür, wie lebensnotwendig für uns Beziehungen sind.

In unserer Zeit hat sich mit dieser Frage z.B. die Bindungstheorie beschäftigt.

Kinder werden unfertig geboren und brauchen die Fürsorge der Erwachsenen Bezugspersonen, die sie halten und die sie sehen. Das ist klar. Gleichzeitig entdecken Kinder nach und nach ihre Freiheit und Eigenständigkeit. Sie sind neugierig und wollen die Welt kennenlernen. Doch dann erleben sie auf ihren Entdeckungstouren, dass sie auch manchmal überfordert sind, von dem was ihnen da begegnet. Sie werden frustriert oder sie bekommen Angst. Wenn sie klein sind, sind sie noch nicht fähig, allein mit diesen negativen Gefühlen umzugehen und deshalb brauchen sie Bezugspersonen, die Worte für ihre Gefühle finden und es verstehen sie zu trösten und ihnen Sicherheit zu geben.

Wenn ein Kind eine solche Bindung erlebt, wird es mutig, entwickelt Selbstvertrauen, wagt sich in die Welt hinaus und knüpft neue Beziehungen. Denn es hat gelernt, mit Scheitern und Grenzen umzugehen. Die Erwachsenen haben ihm vermittelt, dass es ja nicht wirklich schlimm ist, wenn einmal etwas nicht so funktioniert wie gedacht. Die Gewissheit, in allem gehalten zu sein, ermöglicht Leben.

Das, was in der Entwicklung der Kinder beobachtet und beschrieben wurde, prägt uns natürlich auch noch als Erwachsene. Später erfahren wir, dass die Eltern nicht das Fundament des Lebens bieten können, das wir einst in ihnen gesehen haben. Aber an das Vertrauen auf sie, kann der Glaube anknüpfen, dass der göttliche Urgrund des Seins mich genauso hält und tröstet und meine Fehler aushält und mir nie seine Liebe entzieht. Davon erzählt die Hagar-Geschichte.

4. Dialog-Philosophie

In diese Richtung denkt auch Martin Buber mit seiner Dialogphilosophie. Sie stellt heraus, welche zentrale Bedeutung zwischenmenschliche Beziehungen für uns haben.

Erhellend ist sein biographischer Hintergrund. Als er vier Jahre alt war, trennten sich seine Eltern. Seine Mutter verschwand aus seinem Leben, baute eine neue Familie auf und nahm keinen Kontakt mehr mit ihrem Sohn auf. Der Verlust ohne Abschied beschäftigte ihn ein Leben lang. Die abwesende Mutter ließ ihn nie los.

Eine konträre Geschichte wird überliefert, eine Erfahrung, die er bei seinem Vater gemacht haben soll. Sein Vater hatte ein großes Gut und viele Pferde. Und wenn er die Weide aufsuchte, rief er die Tiere und sie kamen an den Zaun. Der Vater begrüßte jedes einzelne Tier, nahm sich Zeit, schenkte Zuwendung. Martin Buber war beeindruckt von dieser innigen Begegnung, die möglich ist zwischen Menschen und Tier.

In seinem Werk „Ich und Du“ fragt Buber nach den Grundlagen des Menschen und findet sie im Zwischenmenschlichen. Sein Ansatz wendet sich gegen die Moderne, in der sich Gemeinschaftsstrukturen auflösen. Gegen die Überbetonung des Individuums, das in den Emanzipationsbewegungen sich aus allen Beziehungen befreien will und sich der Welt als Ressource der Selbstverwirklichung bedient, stellt Martin Buber heraus, dass wir auf das Miteinander angewiesen sind.

Wir brauchen den anderen, um unsere Identität zu finden. Und der andere ist uns unverfügbar. Wir können uns nicht selbst die Gewissheit geben oder nehmen, die uns nur der andere schenken kann.

Buber unterscheidet zwei Arten von Beziehungen, eine sachliche und eine persönliche, er nennt sie die „Ich-Es“ und die „Ich-Du“ Beziehung.

Es gibt zum einen die sachliche Beziehung zu anderen Menschen, der dann erscheint wie ein unpersönliches Es. In vielen Bereichen ist es nötig, dass wir sachlich miteinander umgehen, - das ist für Buber keine Frage. In einem Bewerbungsgespräch z.B., ist der andere nur an meinen Fertigkeiten interessiert, nicht aber an meinem Innenleben.

Die Beziehung zu einem Freund sieht ganz anders aus. Hier werde ich nicht instrumentalisiert, sondern angenommen, wie ich bin. Und gleichzeitig werde auch ich meinen Freund lassen, wie er ist.

Nicht in dem ich meinen Willen durchsetze, mir Dinge und Menschen aneigne oder Erfahrungen einsammele, sondern in dem ich mich auf den anderen einlasse, werde ich das Leben finden, das ich ersehne – das ist Bubers Überzeugung. In solchen Begegnungen finde das Ich durch das Du zum sich selbst. Eine derartige Begegnung ist für Buber wahres, wirkliches Leben.

Was würde das alles ändern, wenn es uns gelänge, in unserer polarisierten Welt, in der Gegner sich verteufeln und mit Gewalt bekämpfen im anderen erst den Menschen zu sehen.

Eine echte Begegnung zu erleben, ist ein kostbares Geschenk, ein gnadenhafter Moment. Man kann das Leben, das sich darin zeigt, auch nicht festhalten.

Für Buber weist deshalb die zwischenmenschliche Begegnung über sich hinaus. „Jedes geeinzelte Du ist ein Durchblick zu ihm, zum ewigen DU“, schreibt er. In einer geglückten Begegnung mit dem Du scheint etwas von Gott auf. Und deswegen ist er der Überzeugung, dass man Gott nicht findet, wenn man sich von der Welt distanziert, sondern indem man sich auf den Alltag und die Menschen einlässt. In einem ehrlichen Miteinander taucht eine Ahnung seines Geheimnisses auf.

Teil 2: Religiöse Erfahrung

1. Biblische Bilder

„Du bist ein Gott, der mich anschaut“, sagt Hagar. Ein Gott, der Menschen sieht, davon spricht die Bibel immer wieder. Es fängt an im Paradies, in dem Gott vertraut mit Adam und Eva im gemeinsamen Garten lebt. Gott sieht auch, wie Kain an seinem Bruder Abel handelt. Oder oder denken wir an Jona, der seinem Auftrag entfliehen will, aber dem Blick Gottes nicht entkommt. Auch in den Psalmen ist die Rede Gottes Angesicht, das er den Menschen zuwendet (Ps 13) und der den Menschen in allen seinen Dimensionen kennt (Ps 139).

Gott hat ein Auge auf uns, verkündet uns die Bibel. Er sieht alles. Dieses Motiv vom Auge Gottes reizte immer auch Künstler, es darzustellen. Eine verbreitete Version ist das Auge Gottes, das aus einem Dreieck, Symbol für die Trinität, auf den Betrachter schaut. Ob dieser Blick Wohltut oder eher Furcht einflößt hängt an der Interpretation des Betrachters. Es wäre reizvoll darüber nachzudenken, ob die Wurzeln diese Darstellungen in vorbiblischen Bildern liegen, z.B. mit dem Horus Auge der ägyptischen Mythologie zu tun haben, dem eine magische Kraft unterstellt wurde. Auch wäre es spannend zu verfolgen, wie sich das Bild vom Gottes Auge weiterentwickelt hat und in säkularen Kontexten begegnet. Über die Freimauerbewegung etwa hat es das Auge der Vorsehung bis auf die Dollarnote geschafft. Und im Ostmittelmeer-Raum kennt man das Amulett gegen den bösen Blick, auch Nazar-Anhänger genannt, ein blaues Auge aus Glas in Form eines Wassertropfens, das im Volksglauben als eine Art Gegenzauber das Böse bannen soll.

Aber gerade an diesen sehr konkrete Augen voll magischer Bedeutung, wird überdeutlich, dass man sich Gottes Blick so nicht vorstellen kann. Gottes Auge ist eine Metapher, die helfen will, den tatsächlichen Abstand zwischen Menschen und Gott zu überbrücken. Bei all den vielen anthropomorphen Gottesbildern, die es in der Bibel zu finden gibt, schärft die Bibel immer wieder ein, dass wir uns kein festes Bild von Gott machen sollen. Wir würden ihn niemals einfangen können mit unseren Formen und Zeichen. Und der Mensch würde es gar nicht aushalten, Gott direkt zu sehen. Es würde die Kategorien sprengen und den Menschen regelrecht verbrennen.

Wenn Menschen in der Bibel eine Gotteserscheinung haben, dann ist diese eigentümlich gebrochen. Der Prophet Elias, der Gott in den Gewalten erwartet, erfährt seine Gegenwart in einem Säuseln; Mose steht vor einem brennenden Dornbusch, der nicht verbrennt. An anderer Stelle geht Gott an ihm vorüber, aber er kann ihn nur von hinten sehen, er würde es nicht ertragen, ihn ins Gesicht zu schauen. Und Hagar stößt – wie so viele andere auch - nicht direkt auf Gott, sondern auf einen Engel.

2. Was ist eine religiöse Erfahrung?

Gottes Angesicht zu erfahren ist eigentümlich. Auf der einen Seite ist er gegenwärtig, doch auf der anderen Seite entzieht er sich zugleich? Gott bleibt der Numinose und wirkt doch in die Welt. Beschreibt das nicht sehr gut, was eine religiöse Erfahrung ist?

Teresa von Avila vergleicht es mit dem Zusammensein mit einem Freund, den man nicht

sieht, weil man zusammen in einem dunklen Raum ist, aber dessen Gegenwart spürt und sich des anderen gewiss ist.

Wie abwesend ist er doch präsent – in diesem Paradox könnte man es zusammenfassen. Und durch diese Verborgenheit unterscheidet sich eine religiöse Erfahrung von allen anderen Erfahrungen.

Mit den Sinnen treten wir in Kontakt mit der materiellen Welt, auch unsere geistigen Erfahrungen, die nicht gegenständlich sind, beziehen sich doch auf diese sinnlich-materielle Welt. Die religiöse Erfahrung unterscheidet sich darin, dass Gott mit uns Kontakt aufnimmt und wir diese Wirkung spüren, aber er selbst außerhalb unseres Erfahrungshorizonts bleibt. Transzendenz ist das Fachwort dafür. Das Wesen Gottes bleibt uns verborgen, auch wenn wir seine Zuwendung erfahren können.

Gregor Palamas, ein bedeutender orthodoxer Theologe des 14. Jahrhunderts, führt die Unterscheidung zwischen Gottes Wesen und seinen Energien ein. Gottes Wirkungen sind erfahrbar wie die Sonnenstrahlen auf der Haut. Ein Blick aber in die Sonne hinein würde uns erblinden lassen. Licht und die Wärme, die uns treffen, verbinden uns aber real mit dem Geheimnis Gottes, das selbst unerkennbar bleibt.

Wenn dieses Licht aus dem Verborgenen in die Welt eines Menschen eintritt, ist das unerwartet und erschütternd. Davon spricht die Bibel immer wieder. Denken wir z.B. an die Berufung des Propheten Jesaja, der überwältigt ist von der Begegnung. „Ich bin verloren“ ruft er und die Begegnung fühlt sich eine, wie eine glühende Kohle, die seinen Mund zu verbrennen droht.

Gotteserfahrungen sind erschreckend und verstörend, weil sie so anders sind als alles Gewohnte. Deshalb beschreibt Rudolf Otto Gott als *mysterium tremendum* („Geheimnis, das Furcht und Zittern auslöst“), das aber den Menschen zugleich zutiefst anziehend und faszinierend.

3. Zeichen und Symbole

Von diesem *mysterium tremendum* spricht die Bibel. Sie will uns aber nicht nur darüber informieren, sondern uns bereiten und lehren, uns für diese Wirklichkeitsdimension zu öffnen. Und gleichzeitig helfen uns die Erfahrungen anderer, Zeichen und Rituale die eigenen Widerfahrnisse zu deuten. Wir brauchen also diese Bilder, um von dem Unsagbaren zu sprechen. Die Bibel redet deshalb von Gott, als hätte er eine Stimme, die zu uns spricht, eine Hand, die uns führt, ein Auge, das uns sieht. Doch müssen wir richtig mit den Bildern umgehen. Wir dürfen sie uns nicht als Abbildungen vorstellen, sondern vielmehr als Wege oder Brücken, die uns in eine neue Seinsweise führen wollen, vergleichbar auch mit einer Tür, die uns gezeigt wird, durch die wir aber selbst hineintreten müssen.

Es ist wie in Geschichte, in der ein Zenmeister mit dem Zeigefinger auf den Mond zeigt. Wie falsch wäre es, sich auf den Finger zu fixieren anstatt auf das Ziel, auf das er verweist.

4. Gnadenerfahrung

Doch ist auch klar: Gotteserfahrungen lassen sich nicht herstellen, auch wenn man sich noch so anstrengt. Es ist eine Gnade, wenn Gott sich in seiner Freiheit zeigt, also ein unverfügbares Geschenk ohne Vorbedingung. Und wenn Gott seine Gnade schenkt, geht es um keine Sache oder Rechtsanspruch, wie der lateinische Begriff „*gratia*“ nahelegt, den Tertullian eingeführt hat und ursprünglich in einem juristischen Kontext beheimatet ist. Er schenkt nicht „Etwas“ und offenbart nicht eine geheime Botschaft, sondern er schenkt sich selbst. Im griechischen Original des Neuen Testaments steht das Wort *Charis*, was sich wiederum von dem Wort „Freude“ ableitet. Auch die mythologischen drei Chariten, Göttinnen der Muse und Anmut, haben mit diesem Wortstamm zu tun. Diese Vorstellungswelt kann helfen, Gnade neu zu verstehen. Gnade bedeutet, so könnte man sagen, keine Gabe, sondern dass uns Gott mit seinem Charme und seiner Ausstrahlung umspielt und für sich gewinnen will.

Manchmal ereignet sich diese Erfahrung ohne Vorbereitung spontan und unerwartet. Man hat darauf keinen Einfluss. Und doch muss man nicht rein passiv und tatenlos bleiben. Denn man kann die Wahrnehmung schärfen, sensibler und empfänglicher werden, so dass sich die inneren Augen öffnen und man feststellt, dass Gott längst schon da ist.

Dabei ist es nötig, sich nicht in den Verwirrungen des eigenen Geistes zu verlieren. Wir sind immer einer Fülle von sinnlichen Eindrücken ausgesetzt, die einen starken Eindruck auf uns machen. Die Präsenz des Numinosen meldet sich dagegen viel leiser und sanfter. Da die aufdringlicheren Impulse die zarteren zur Seite zu drängen drohen, müssen wir Raum schaffen, um uns auf die zarten Bewegungen einstellen.

Aber wir dürfen auch nicht den Fehler machen, uns in unsere religiösen Erfahrungen zu verlieben. Nicht unser Gefühl ist das Ziel, sondern die Gemeinschaft mit Gott.

Ein religiöser Mensch muss also sensibel und klar zugleich sein. Weder ein Schwärmer, der sich in seiner Begeisterung verfängt, noch ein Rationalist, der aus dem Blick verliert, dass es um eine Beziehung geht, die den Verstand übersteigt. Beide Extreme verlieren den Kontakt zum Geheimnisvollen und kreisen um sich und verpassen die Realität, für die sie eintreten.

Teil 3: Christus die Ikone Gottes

1. Transzendenz Gottes

Gottes Wesen bleibt uns verborgen, auch wenn er mit uns eine Beziehung eingeht. An dieser Transzendenz Gottes müssen wir festhalten, um Gott nicht zu klein zu machen und damit zu einem Götzen. Darum geht es im Bilderverbot im AT. Wer dem lebendigen Gott nahe kommt, hört unweigerlich den Ruf: „Zieh deine Schuhe aus, hier ist heiliger Boden“ und die Schuhe stehen für alle unsere menschlichen Bilder, Konzepte und Ausdrucksmittel. Alle unsere Vorstellungen von Gott treffen nicht sein Wesen. Aber lässt sich nicht doch etwas mit unseren endlichen Mitteln über den Unendlichen sagen?

2. Inkarnation

Im letzten Impuls ging es um den Unterschied von Gottes Wesen und seiner Energie, den Gregor Palamas eingeführt hat. Diese Energie, man könnte sie auch mit den Wirkungen des Geistes bezeichnen, können wir beobachten und beschreiben. Sie sind uns zugänglich.

Dieser Geist Gottes, der uns nur diffus zugänglich ist, hat aber Gestalt gewonnen in Jesus von Nazareth – das ist die zentrale Überzeugung des christlichen Glaubens. In Jesus materialisiert sich das Geistige. Der Logos wird Fleisch – so formuliert es der Johannesprolog. Und dieser menschengewordene Logos bringt Kunde vom Vater, vom verborgenen Geheimnis Gottes (Joh 1,18), führt der Prolog weiter aus.

In Jesus tritt uns also Gott gegenüber; in seinen Handlungen und seinen Worten offenbart sich Gottes Wesen, in Jesu Leben wird die Liebe spürbar, die Gott selbst ist. Der Kolosserbrief bringt es auf den Punkt: „Er ist die Ikone, das Bild, des unsichtbaren Gottes“ (Kol 1,13) Jesu Engagement für einzelne, für Zachäus, Maria von Magdala, für namenlose Blinde und Taube oder den reichen Jüngling, lässt die Liebe erahnen, mit der Gott auch mich anschaut.

3. Wie kann ein Mensch Gott repräsentieren

So geläufig uns dieser Gedanke vielleicht ist auch ist, wie soll man das genau verstehen: Wie kann ein Mensch den verborgenen Gott unverkürzt repräsentieren? Ist die menschliche Gestalt Jesus nicht viel zu klein, um das Göttliche zu vermitteln? Ist der Mensch Jesus nur ein Zugeständnis an uns schwache Menschen, weil Gott auf uns zugeht? Eine Stufe, die überwunden werden muss, sobald wir spirituell erwachsen sind? Sollen wir an der Betrachtung der Menschheit Jesu festhalten oder ist nicht eine gegenstandslose Meditation passender? Sind wir nicht sogar dazu angehalten, in der Kontemplation alle Bilder hinter uns zu lassen, und Gott in rein geistiger Form anzubeten, „im Geist und in der Wahrheit“ wie Jesus zur Samariterin sagt? Bilder und Geschichten wären in dieser Perspektive dann nur etwas für Anfänger auf dem spirituellen Weg, während die Fortgeschrittene sie nicht mehr brauchen.

Das ist die These, die den Bilderstürmern aller Zeiten, zugrunde liegt. Es geht ihnen um die Wahrung der Transzendenz Gottes. Aber können wir überhaupt die Bilder hinter uns lassen? Ist unser Bewusstsein nicht durch und durch von Bildern, Mustern und Modellen geprägt?

4. Ikonentheologie

In der orthodoxen Kirche wurde diese Kontroverse in der Frage nach der Theologie der Ikone durchgespielt. Die Ikone spielt eine zentrale Rolle in der Orthodoxie. Aber sie war immer wieder unumstritten. Der Streit um die Berechtigung, ein Bild zu malen, hat die Kirche zeitweise fast zerrissen. Die Gegner der Ikonen kämpften für die Transzendenz Gottes. Die Befürworter argumentierten, dass Gott ja in Jesus Mensch geworden sei. Gott selbst habe die Materie gewürdigt, seinen Geist darzustellen. Und dieses menschliche Antlitz Jesu, indem Gott sich zeigt, kann auch in einem Bild dargestellt werden.

In den Konflikten zwischen Bilderfreunden und Bilderfeinden ging es nicht um kunsttheoretische Fragen, sondern um das theologische Problem, welche in welcher Beziehung Jesus zu Gott steht. Deshalb spiegeln sich in den Debatten über die Theologie der Ikone die fast über Jahrhunderte gehenden Diskussionen um die Trinitätslehre und Christologie, die zu den Bekenntnissen der großen ökumenischen Konzilien geführt haben. Ein umfangreiches Thema, aus dem ich nur einen Aspekt beleuchten möchte:

Die Theologen beschäftigte die Frage, ob man die Göttlichkeit Jesu richtig erfasst, wenn man ihn in seiner Menschheit malt, oder ob das Göttliche an ihm überhaupt nicht darstellbar ist. Ob also eine Christusikone theologisch zu rechtfertigen ist. Dazu ist es nötig, genauer zu beschreiben, wie man sich die Einheit von Gott und Mensch in Jesus vorstellen soll. Löst die Übermacht des Göttlichen das Menschliche in Jesus auf? Oder gibt es eine Einheit der menschlichen und göttlichen Natur, in ihrer jeweiligen Eigenständigkeit bewahrt werden? Das Konzil von Chalcedon (451) findet eine Lösung in der Formulierung „unvermischt und ungetrennt“, d.h. In Jesus sind seine göttliche und menschliche Natur nicht zu trennen, aber die überlegenere göttliche Natur löst die menschliche nicht auf (wie die Monophysiten meinten), sondern führt sie zur Entfaltung.

Man könnte das auch als Beschreibung einer Liebesbeziehung sehen, in der zwei unzertrennlich miteinander verbunden sind, vereint mit dem Wunsch, dass der jeweils andere sich immer mehr in seiner Eigenart entfalte.

Einige Theologen spekulieren noch weiter, wie eine solche Einheit ohne Verschmelzung aussehen könnte und finden das Wort „Perichorese“, eine gegenseitige „Durchdringung“ - was wörtlich so viel heißt, wie „umeinander schwingen“ oder man könnte auch sagen: tanzen. Es ist eine dynamische Relation.

Jesu Menschheit bleibt also erhalten und wird nicht aufgelöst. In ihm gehen Gott und Mensch eine Verbindung ein, die den anderen nicht verdrängt. Und demnach, so die Theologen, ist es möglich, im menschlichen Antlitz Jesu Gott zu begegnen, und damit erlaubt, Ikonen zu malen.

5. Mensch und Gott

Die christologischen Diskussionen und Spekulationen sind ein schwieriges Feld. Ich bin auf diese komplizierte Materie eingegangen, weil die in den Kontroversen gefundene Denkfigur „unvermischt und ungetrennt“ auf viele andere Frage übertragbar ist und somit einen

hermeneutischen Schlüssel an die Hand gibt, Einheit und Verschiedenheit zusammen zu denken.

Denn diese Formel gilt auch für unser Verhältnis zu Gott. Jesus ist nicht nur Bild Gottes, sondern auch Bild des Menschen. In Jesus wird sichtbar, was das Ziel auch meines Lebens ist, Sohn oder Tochter Gottes zu sein. Er macht deutlich, wie sich das geheimnisvolle Zusammenwirken von Mensch und Gott, zu dem wir berufen sind, denken lässt. Gott will sich mit mir in Liebe verbinden, aber dabei überrumpelt er mich nicht. Er freut sich, wenn ich mich entfalte, immer mehr ich selbst werde und das Leben in Fülle habe.

Unvermischt und ungetrennt; diese Formel kann ich aber auch auf das menschliche Miteinander anwenden, wenn ich beschreiben will, wie eine gute Gemeinschaft aussehen soll, im Kleinen, z.B. der Familie, aber auch in der Kirche und der Gesellschaft. Und spannend wäre es weiter zu denken, ob das nicht auch eine politische Formel wäre, um Konflikte wie z.B. den in Palästina zu lösen.

6. Impulsfrage

Am Ende komme ich nochmals zurück auf die Ausgangsfrage: müssen wir auf unserem Weg zu Gott alle Bilder und Konzepte hinter uns lassen, weil wir die Materie überwinden müssen, und Gott nur geistig anbeten können oder dürfen wir auf materielle und sinnliche Bilder zurückgreifen, äußere Bilder, Ikonen und Geschichten oder innere Bilder, Imaginationen, wie z.B. die Betrachtungen des Lebens Jesu in den Exerzitien.

Von der Klärung dieser Frage hängt ab, ob ich sagen kann: „Der Gott, der mich sieht“, von dem Hagar spricht, schaut mich in Jesus an.

Teil 4: Wer angesehen wird, wird sehend

1. Sehend werden

Noch einmal zu Hagar und ihren Gotteserfahrungen in der Wüste. „Du bist ein Gott, der mich sieht“ sagt sie ganz erstaunt und gerührt. Und weil sie sich wahrgenommen weiß, wandelt sich ihr Leben.

Angesehen werden kann alles verändert. Manchmal ist es das Einzige, was etwas zu ändern vermag. Mehr als gute Ratschläge oder Durchhalteparolen. Nur wenn ein Mensch in seiner Angst, Trauer oder Schuld liebevoll angeschaut wird kann sich das Dunkle lösen.

Genau davon erzählt die Geschichte Hagar: ihre scheinbar aussichtslose Situation erscheint ihr nach dieser Gotteserfahrung in einem neuen Licht. Sie findet die Kraft zu Sarah zurückzukehren und sich den Konflikten zu stellen – im Wissen, dass sie von Gott begleitet wird und ihr eine große Zukunft bevorsteht.

Wer sich von Gott gesehen fühlt, wird selbst sehend – so könnte man diese Erfahrung in einer Formel zusammenfassen.

2. Die Sehenden werden gesendet

Ein zweites: wer diese Nähe erfahren hat und sich zutiefst geliebt weiß, kann das nicht für sich behalten. Er wird zu den anderen gesandt, um auch ihnen diese Erfahrung zu vermitteln. Paulus z.B. drängt es, das Evangelium bis ans Ende der Welt zu bringen, nachdem er in Damaskus in der Lichterfahrung Jesus begegnet ist.

Auch wir sind aufgerufen, die frohe Botschaft, dass Gott jeden anschaut weiter zu erzählen und zu vermitteln. So wird es auch für andere möglich, die die eigene Unvollkommenheit anzunehmen und Leid und Trauer zu bewältigen.

Besonders offen für diese Botschaft vor allem Menschen, die wissen, wie sehr sie auf diese Zuwendung angewiesen sind. Nicht die Selbstzufriedenen verstehen sie, sondern die Armen und Kranken, die gerade keine Zuwendung erfahren und kein Ansehen unter den Menschen haben. Das war die Erfahrung Jesu und ist vielleicht auch unsere.

Jesus preist deswegen in der Bergpredigt nicht die Erfolgreichen und Mächtigen, sondern die Trauernden, Armen, Weinenden selig.

Papst Franziskus greift diese Einsicht auf und betont immer wieder, dass die Kirche an die Ränder gehen und sich schmutzig machen soll.

Und dann kann es passieren, dass wir, die wir meinen, Christus zu den Menschen zu bringen erleben, dass Christus längst schon da ist und uns in den Menschen entgegenkommt.